

von Chicago. Dort wurde das „Weltlitauische Zentrum“ gegründet, das heute mehr als 40 litauische Organisationen vereint. In Chicago und Umgebung leben etwa 100.000 Menschen litauischer Herkunft. 1987 kauften Litauer die ehemalige Kapelle des Priesterseminars und andere Gebäude. 1988 ließ sich P. Leonas Zarembo in Lemont nieder, um der Gemeinde zu dienen, die 95 Familien umfasste. Auf Wunsch der litauischen Katholiken gründete der Erzbischof von Chicago, Kardinal Joseph Bernardin, 1989 die litauisch-katholische Mission (mit den Rechten einer Pfarrei) und lud litauische Jesuiten ein, sie zu leiten.

Das tun litauische Jesuiten erfolgreich bis heute. Die Mission ist die größte litauische Gemeinde: Allein die litauische Wochenendschule hat jedes Jahr mehr als 800 Schüler. Über diese Schule halten auch die Litauer der letzten Auswanderungswelle Kontakt zur Mission. In der Mission wird ununterbrochen intensive Seelsorge und Sozialarbeit geleistet und die schöne Tradition der Zusammenarbeit mit den Jesuiten fortgesetzt. Mehrmals im Jahr kommen Jesuiten aus Litauen, um den Leiter der Mission, derzeit P. Artūras Sederevičius, zu unterstützen.

Die Früchte der eifrigen und langjährigen apostolischen Arbeit der litauischen Jesuiten

im Exil und in Chicago und ihrer Fähigkeit, mit Menschen Freundschaft zu schließen, sind bis heute spürbar. Nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Litauens wurde 1990 die Jesuitenprovinz Litauen wiederhergestellt, die auch die litauischen Jesuiten im Exil umfasste. Die Jesuitenpriester und -brüder, die bis dahin heimlich in Litauen gearbeitet hatten, vor allem in den Pfarreien der Bistümer, nahmen große Projekte in Angriff. Ihre verstaatlichten Gebäude (Schulen, Kirchen, Häuser) wurden in einem sehr schlechten Zustand zurückgegeben. Für ihre Instandsetzung waren enorme Mittel erforderlich. Die litauischen Jesuiten in Chicago und ihre Unterstützer und Freunde sammelten Geld und schickten es nach Litauen, um diese wichtigen Arbeiten zu finanzieren. Auch heute noch ist in Lemont unser Fundraising-Büro tätig, das Geld für unsere Schulen und andere Projekte in Litauen sammelt. Die meisten Spender sind Menschen, die auf die eine oder andere Weise mit den in den USA und Chicago tätigen litauischen Jesuiten verbunden waren. Wir möchten die gute Arbeit unserer litauischen Jesuiten fortsetzen. Wir sind unseren Wohltätern dankbar, möchten mit ihnen in Freundschaft verbunden bleiben und fühlen uns moralisch verpflichtet, ihnen geistlichen Beistand zu leisten.

In Memoriam

Jesuit und Papst: Franziskus – ein Nachruf



Von P. Andreas R. Batlogg

Ignatius von Loyola (1491–1556) wollte ausdrücklich keine Jesuiten als Bischöfe haben. Aber schon früh wurde das Amt Jesuiten angetragen, nicht nur in der Mission. Man zählte auf die Integrität und Loyalität des neuen Ordens: Etwas missverständlich wurden die

ersten Jesuiten im 16. Jahrhundert auch „preti riformati“ (Reformpriester) genannt, was jenseits der Alpen andere Assoziationen wachrief als diesseits, in deutschen Landen. Petrus Canisius (1521–1597) zum Beispiel sollte Bischof von Wien werden, auf Drängen Ferdinands I. Das konnte Ignatius verhindern. Der Preis für die erfolgreiche Verhinderung: Canisius musste ein Jahr lang als Administrator fungieren, also die Diözese verwalten, bis ein neuer Bischof gefunden war.



Papst Franziskus im Kreis seiner Mitbrüder

Aktuell gibt es etwa 67 Jesuitenbischöfe. Und acht Kardinäle. Vier von ihnen sind unter 80 und damit berechtigt, an einem Konklave teilzunehmen: seit 2019 Michael Cerny (*1946), Präfekt des Dikasteriums für den Dienst zugunsten der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen, und Jean-Claude Hollerich (*1958), Erzbischof von Luxemburg; seit 2023 Ángel Sixto Rossi (*1958), Erzbischof von Córdoba (Argentinien), sowie der Bischof von Hongkong, Stephen Chow Sau-yan (*1959), der zuvor Provinzial der chinesischen Jesuitenprovinz war. Nicht mehr wahlberechtigt sind die drei emeritierten Erzbischöfe von Jakarta (Indonesien), Julius Riyadi Daarmatmadja, der schon 2013 krankheitsbedingt dem Konklave fernblieb, von Kaunas, Sigitas Tamkevičius (*1938), und von Huancayo (Peru), Pedro Riccardo Barreto Jimeno (*1934), sowie der emeritierte Kurienkardinal Luis Ladaria Ferrer (*1944), der Kardinal Gerhard Ludwig Müller als Präfekt der Glaubenskongregation abgelöst hatte.

Ein Jesuit als Papst – eine große Überraschung

Ein Jesuit als Papst – das gab es bis zum 13. März 2013 noch nie. Die Wahl von Jorge Mario Bergoglio – seit 1992 Weihbischof, dann Koadjutor (1997) und Erzbischof (1998) von Buenos Aires – war eine große Überraschung. Und gewöhnungsbedürftig. Für die Kirche wie für den Jesuitenorden.

Bis heute gibt es in Argentinien kontroverse Einschätzungen unter Jesuiten, was seine

Rolle als Provinzial (1973–1979) anbelangt: wegen der Militärjunta, die sich 1976 an die Macht putschte und das Land bis 1983 dominierte. Bergoglios Verhalten und Rolle bei der Entführung, Inhaftierung und Folterung zweier Jesuiten (1976), darunter der Ungar Franz Jalics (1927–2021), der später (seit 1978) in Deutschland lebte, 1984 im fränkischen Gries ein Exerzitienhaus aufbaute und bis 2004 leitete, ist bis heute umstritten. Dabei war Pater Bergoglio laut Nello Scavi Fluchthelfer. In dem Buch „Bergoglios Liste“ (2014) – eine bewusste Anspielung auf „Schindlers Liste“ – des italienischen Journalisten und Gerichtsreporters kann man auch nachlesen, dass Bergoglio sich jahrelang im Geheimen um Angehörige von Verschwundenen (*desaparecidos*) gekümmert hatte. Der argentinische Menschenrechtsaktivist und Friedensnobelpreisträger von 1980, Adolfo Pérez Esquivel, hat darin ein Vorwort verfasst. Er nahm Bergoglio von jeder Verdächtigung aus, im Unterschied zur „argentinischen Amtskirche“, die „in weiten Teilen Komplizin der Diktatur“ und „den historischen Umständen nicht gewachsen“ gewesen sei. Bergoglios Lehrer und späterer Berater, Juan Carlos Scannonne SJ (1931–2019), der seinerzeit bei Karl Rahner in Innsbruck studiert hat und in München bei Max Müller promoviert wurde, sagte: „Wir haben tatsächlich 20 Jahre gebraucht, um die volle Wahrheit über Padre Jorges Rettungsaktionen herauszufinden.“ Entscheidend ist, dass sich die Geschichten der „verhinderten Desaparecidos“, die „Padre Jorge“ ihr Leben verdanken, vervielfachen ließen, weil sich nach Veröffentlichung des italienischen Originals massenhaft weitere Zeugen meldeten – „La Lista di Bergoglio“ ist noch nicht abgeschlossen.

Jesuitenkardinäle im Konklave gab es immer wieder einmal. Einen Jesuitenpapst noch nie. Der 13. März 2013 war deswegen eine Premiere. So wie auch der Papstname, der zum Programm wurde: Franziskus – nach Franz von Assisi, dem menschenfreundlichen, den Armen zugewandten Gesicht der Kirche, der bis heu-

te viele Christen und Nichtchristen und nicht nur sie in aller Welt inspiriert. Noch nie war ein Lateinamerikaner gewählt worden. Und zum ersten Mal seit über 1200 Jahren fiel die Wahl auf einen Nichteuropäer. Die Kirche brauchte Zeit, um all das zu verkraften. Der Jesuitenorden auch.

Er konnte mit der Tür ins Haus fallen – ein „pastoralista“!

Nach dem deutschen Intellektuellenpapst Benedikt XVI. mit eher armer Körpersprache ein Argentinier mit italienischem Migrationshintergrund, der sehr direkt auf Menschen zu- und einging, buchstäblich mit der Tür ins Haus fallen konnte mit Blitzbesuchen oder Handyanrufen, mit spontanen Gesten überraschte, der geradezu inflationär von Zärtlichkeit und Barmherzigkeit sprach und mit eingängigen, oft etwas schrägen, auf Deutsch nicht selten missverständlichen Bildern und Vergleichen („Karnickel-Gate“, „Klaps-Debatte“) aufhören ließ – ein „pastoralista“!

Franziskus wurde sehr schnell zur riesigen Projektionsfläche, ähnlich wie seinerzeit Barack Obama, der 2009 („Wofür eigentlich?“) den Friedensnobelpreis erhielt. Aber dessen Wahlkampfslogan „Yes We Can“ (2008) galt auch für Franziskus: Plötzlich durfte nachgedacht und geredet werden, worauf zuvor Sanktionen standen. „Heiße Eisen“ waren plötzlich nur mehr lauwarm.

Der Papst „vom anderen Ende der Welt“ ließ aufatmen: Wie einfach, wie unverschnörkelt, wie herzlich, wie direkt und spontan ein Papst sein kann! Viele fühlten sich an Johannes XXIII. (1958–1963) erinnert. Und an den kurz vor Konzilsende, im November 1965, geschlossenen „Katakomben-Pakt“ in den Domitilla-Katakomben von Rom: die Selbstverpflichtung zahlreicher Bischöfe zu einem einfachen Lebensstil und einer authentischen Amtsführung, ohne Pomp und Prunk. Dass sich ein Papst um Duschen, Friseurbesuche und Pizzaessen von Obdachlosen im Umfeld des Petersplatzes küm-

mert, befremdete viele: Hat er nichts Besseres zu tun? Damit, und mit vielen anderen „Aktionen“, hat sich Franziskus jedoch in die Herzen von Menschen „am Rande“, an der „Peripherie“ eingeschrieben – wie auch mit seinen Reisen in Länder, die zuvor nicht im Blickpunkt von Päpsten gestanden waren, wie etwa Irak, Albanien, Myanmar und Bangladesch, um nur einige zu nennen. Die Metaphern von der „Kirche als Feldlazarett“ und den „offenen Türen“ waren Franziskus wichtig. Lampedusa, die italienische Mittelmeerinsel, die näher an Afrika als an Europa liegt, war das erste Reiseziel außerhalb des Vatikans, noch vor dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro, wo Franziskus Jugendlichen zurief: „Macht Krach!“

Im 77. Lebensjahr ins höchste Amt gewählt, das die Kirche zu vergeben hat, rechnete Franziskus selbst mit einem kurzen Pontifikat: drei oder vier Jahre. Nun sind es zwölf Jahre geworden. Das Ende war eine Tortur.

„Eine Enzyklika auf zwei Beinen“

Dieser Bischof von Rom hat die Kirche verändert – mehr und nachhaltiger, als manche bereit und fähig sind zu sehen und anzuerkennen. Vor allem diejenigen, die diesen Papst mit ihrer Brille lasen und enttäuscht sein mussten, weil er ihre (Reform-)Erwartungen nicht erfüllte. Die im Juli 2013 veröffentlichte Enzyklika „Lumen fidei“ stammte zu großen Teilen von Benedikt und wurde deswegen von Franziskus selbst als „mit vier Händen geschrieben“ eingestuft. Mit seinem Nachsynodalen Schreiben „Evangelii gaudium“ vom November 2013 legte Franziskus quasi sein Regierungsprogramm vor, das ganz eindeutig seine Handschrift trägt. Bernd Hagenkord SJ (1968–2021) bezeichnete diesen Papst einmal als „eine Enzyklika auf zwei Beinen“.

Manche vatikanischen Spitzenbeamte verlängerte Franziskus, manche Kurienkardinäle beließ er in ihren Ämtern, andere, wie Gerhard Ludwig Müller, löste er an der Spitze der Glaubenskongregation ab – urplötzlich und ohne



Papst Franziskus zu Besuch bei den Jesuiten in Litauen

Begründung. (Im Juni 2021 ernannte er Müller indes zum Mitglied des Obersten Gerichtshofes, der Apostolischen Signatur.) Franziskus brach klerikale Trotzburgen auf. Er prangerte permanent Mauschelei, Tratsch und Karrierismus an. Seine Weihnachtsansprache an die Kurie im Dezember 2014 ging als „Kopfwäsche“ in die Geschichte ein. „Geistlicher Alzheimer“, eine von fünfzehn erwähnten „Krankheiten“: So spricht ein Papst nicht, hieß es! Dienen statt kommandieren war sein Motto. Und das verlangte er auch von allen, die in der Kirche arbeiten. Dabei ließ er sich weder ausbremsen noch bevormunden. Vieles erfolgte am Protokoll vorbei. Wohlfeil abgewogen, nach allen Seiten hin auf diplomatische Eventualitäten abgeklopft – das war seine Sache nicht. Dass dann auch Fehler passieren, wen wundert's?

Franziskus brach klerikale Trotzburgen auf

Es hieß oft: Dieser Papst fremdle mit dem Amt, er vernachlässige Strukturen, er verachte den Apparat, von ihm „Hof“ genannt. Entschied er schnell, kompromisslos oder hart, hieß es: Wo bleibt die Barmherzigkeit? Franziskus konnte sich für Fehleinschätzungen auch entschuldigen, er nahm „Entgleisungen“ zurück, er räumte auch ein, dass er einmal zu schnell reagiert hatte oder falsch informiert war. Wer ihm vorwarf, er sei „beratungsresistent“ (ein typisches Jesuitenklischee), konnte erleben, dass er eine

komplette Bischofskonferenz in den Vatikan zitierte. Die chilenischen Bischöfe boten ihm nach mehrtägigen Beratungen geschlossen ihren Rücktritt an – wegen des Umgangs mit Missbrauchsfällen. Der Kinderschutzgipfel im Vatikan im Februar 2019 führte schon drei Monate später in dem Motu proprio „Vos estis lux mundi“ zu gravierenden Verschärfungen im Kirchenrecht.

Skandale (Missbrauch, Finanzen, verunglückte Personalien) blieben auch zwischen 2013 bis 2021 nicht aus. Franziskus setzte weniger auf Machtworte (an denen es nicht fehlte) als auf Überzeugungsarbeit. „Synodalität“ wurde zum Zauberwort – da und dort missverstanden als Passepartout oder Containerbegriff, verdächtigt, zur „Demokratisierung“ der Kirche beizutragen. Dabei ließ Franziskus nie einen Zweifel daran, dass eine Synode „sub et cum Petro“ agiert. Sie sei kein „Parlamentarismus“. Er propagierte eine andere Debatten- und Streitkultur. Widerspruch war dabei erwünscht. Wer wagte ihn – statt sich in Hinterzimmern oder über Interviews über den Papst auszulassen oder ihm „deutsche Nachhilfe“ anzubieten?

2014 und 2015 fanden eine Familiensynode in zwei Etappen statt, 2018 eine Jugendsynode, 2019 die Sondersynode über Amazonien. Dass Franziskus auf das Zweidrittel-Votum der dort stimmberechtigten Bischöfe, mindestens am Amazonas wegen des eklatanten Priestermangels über die Weihe von „viri probati“ nachzudenken, in seinem Nachsynodalen Schreiben „Querida Amazonia“ mit keiner Silbe einging, kostete ihn etliche Sympathien. (Andere hatten ihn bereits mit dem vatikanischen Missbrauchsgipfel abgeschrieben.) Er wies ein funktionalistisches Verständnis zurück, das nur auf das Durchboxen einer Agenda aus ist. Wenn er den Eindruck hatte, man gehe mit vorgefertigten Meinungen in Beratungen hinein, war das für ihn keine echte „Unterscheidung der Geister“.



Papst Franziskus in der Generalkurie der Jesuiten, Rom

Franziskus war seit 1958 Jesuit – durch und durch

Dass Franziskus durch und durch Jesuit war und auf bewährte Instrumente, die ihm von der ignatianischen Spiritualität her vertraut sind, zurückgriff, wurde lange unterschätzt. Diese Tatsache erschöpft sich ja gerade nicht im Ordenskürzel SJ hinter dem Namen, auf das er als Papst natürlich verzichtete. Der Umgang mit „Trost“ und „Misstrost“, die Vorbereitung und das Treffen von Entscheidungen, auch schwierigen, lernt ein Jesuit in den Geistlichen Übungen (Exerzitien). Diese prägten Franziskus, seitdem er 1958, mit 22 und einem Diplom als Chemietechniker in der Tasche, selber Jesuit wurde. Erfahrungen als Novizenmeister, als Provinzial (während der argentinischen Militärjunta), als Rektor eines Jesuitenkollegs, Pfarrer, geistlicher Begleiter und Theologiedozent kamen dazu, bis er 1992 Weihbischof von Buenos Aires unter Kardinal Antonio Quarracino wurde, dem er als Koadjutor (1997) und Erzbischof (1998) nachfolgte. Als Kardinal (2001) und Vorsitzender der argentinischen Bischofskonferenz war er federführend an der

Ausarbeitung des Schlussdokuments von Aparecida (2007), der Fünften Vollversammlung der Lateinamerikanischen Bischofsversammlung (CELAM), beteiligt. Es wurde, zusammen mit der Konzilskonstitution „*Gaudium et spes*“ (1965) und dem darauf reagierenden Schreiben „*Evangelii nuntiandi*“ (1975) von Paul VI. zu seinem Fundus, aus dem er fortwährend schöpfte. 2001 war er Generalrelator der römischen Bischofssynode über den Dienst der Bischöfe.

Eine Mischung aus europäischer und lateinamerikanischer Theologie

Wer das prophetische Schreiben „*Evangelii gaudium*“ (November 2013) mit dem langen Text von Aparecida vergleicht, erhält Antworten darauf, was Franziskus theologisch bewegte: Wie kann eine missionarische Neuausrichtung der Kirche aussehen? Wie kommt die Kirche von Selbstbespiegelung weg (man erinnere sich an sein Wort von der *autoreferencialidad* im Vorkonklave, das angeblich wahlentscheidend war)? Volksfrömmigkeit war ihm wichtig. Und die argentinische *teología del pueblo* (Volkstheologie), die anders als die la-

teinamerikanische Befreiungstheologie ohne marxistisch gefärbtes Vokabular auskommt. Lucio Gera, Romano Guardini, Henri de Lubac, Michel de Certeau, Hugo Rahner – die theologischen Quellen von Franziskus sind eine Mischung aus europäischer und lateinamerikanischer Theologie. Viele Namen wurden hierzulande nie zur Kenntnis genommen.

„Prozesse in Gang setzen“ war für diesen Papst wesentlicher als „Räume besetzen“, auch theologische. Sein Nachsynodales Schreiben „Amoris laetitia“ (2016) löste heftige Debatten aus, Petitionen, sogar ultimative Schreiben, die ihn zwingen wollten, auf Fragen zu reagieren, die für ihn keine waren. Kein anderes päpstliches Schreiben seit der Pillenenzyklika „Humanae vitae“ (1968) hat derart viel Staub aufgewirbelt! Die Sozialenzyklika „Laudato si“ (2015) zeigte seine Sensibilität für unseren gefährdeten Planeten. Sie erhielt 2023 ein Update mit dem Apostolischen Schreiben „Laudate Deum“. Mit „Fratelli tutti“ (2020) reagierte Franziskus auf die weltweite Covid-19-Pandemie.

Theologisches Fingerhakeln interessierte Franziskus nicht

Strukturell, behaupten Kritiker, habe Franziskus wenig getan. Stimmt das? Er hat die Lehre nicht verändert. Aber einen pastoralen Ton hineingebracht anstatt weiter auf pastorale Schlupflöcher oder theologische Quasilösungen zu setzen. Das ist doch nicht wenig! Theologisches Fingerhakeln oder liturgische Subtilitäten interessierten Franziskus nicht. Über einen deutschen Kurienkardinal sagte er: „Er hat gute Absichten, er ist ein guter Mann. Der Papst mag ihn. Aber er ist wie ein Kind.“

Franziskus hat Neuland betreten. Oder mindestens den Boden dafür bereitet. Er war kein Produkt der Kurie oder des Apparats, nicht der Vertreter einer bestimmten Richtung der Theologie. Sein Pontifikat war das Ende des Schwarz-Weiß-Denkens in der Pastoral („Was darf ich gerade noch?“) und in der Theologie.

Eine „kalte Schreibtischmoral“ empfand er genauso wenig lebensdienlich wie abstrakte Theologie aus dem Labor, die nur Akademiker interessiert. Theologie muss auf Verkündigung ausgerichtet sein, war sein Credo. Sein theologisches Programm bestand vor allem in der Botschaft: Gott ist uns nahe, er will unser Heil, unser Glück. Was dient dem? Was nicht? Diese Fragen haben und hatten Konsequenzen – für die Theologie ebenso wie für die Pastoral. Hat Franziskus zu wenig „geliefert“? Ich glaube nicht.

Die Kurie als Dienstleistungsbetrieb, nicht als Machtinstrument

Für eine historische Auswertung des Pontifikats ist es gewiss zu früh. Ob die Linien, die Franziskus ausgezogen hat, sich auch in der Organisationskultur und -struktur der Kirche niederschlagen? Gewaltentrennung wird eines der kommenden Themen sein. Die Kurienreform war von Tag eins an virulent – sie ist bis heute nicht abgeschlossen, obwohl Franziskus ein außerhalb der Kurie angesiedeltes Gremium, den Kardinalsrat, installierte. Nach langen Debatten setzte die Apostolische Konstitution „Praedicate Evangelium“ 2023 eine (abgespeckte) Kurienreform in Gang: Aus Kongregationen wurden Dikasterien, mehrere frühere Päpstliche Räte wurden zusammengefasst und in Dikasterien integriert. Das war eine Verschlankung des Apparates. Franziskus wollte die Kurie als Dienstleistungsbetrieb haben, nicht als Machtinstrument, das Bischöfe bevormundet. Mit den Ordensfrauen Raffaella Petrini als Chefin des Governatorats, Simona Brambilla als Präfektin des Dikasteriums für das geweihte Leben (der früheren Ordenskongregation) und Nathalie Becquart als Untersekretärin der Bischofssynode, de facto die Nummer drei in der dortigen Hierarchie, hat er drei Frauen in höchste Führungspositionen gebracht.

Noch von der Gemelli-Klinik aus hatte er am 11. März verfügt, dass der synodale Prozess

in die Verlängerung geht und bis 2028 fortgesetzt wird. Darüber wird sich ein neuer Papst schwerlich hinwegsetzen können. Kardinal Mario Grech, der Synoden-Generalsekretär, informierte daraufhin die Bischöfe der Weltkirche in einem Brief darüber, dass in einer Generalversammlung im Oktober 2028 die bis dahin erfolgten Beratungen und Umsetzungen evaluiert werden sollen: Was ist seit Oktober 2024 passiert? Was hat sich konkret in den Ortskirchen verändert? Wie hat sich eine synodale Kultur etabliert? Das Signal von Franziskus war klar: Egal, wie es mit mir weitergeht – der 2021 begonnene synodale Prozess muss weitergehen. Das Motto kann man nicht oft genug in Erinnerung rufen: „Gemeinschaft – Teilhabe – Sendung“. Es geht um Partizipation, um echte Beteiligung – in einer missionarisch ausgerichteten, synodal verfassten und aufgestellten Kirche des 21. Jahrhunderts.

Reformen brauchen Zeit.

Synodale Vorgänge auch.

Der „point of no return“ – zurück zu einem sich byzantinistisch darstellenden, autoritär agierenden Papsttum mit der Aura der Unnahbarkeit – ist aus meiner Sicht schon lange erreicht. Wer Franziskus Populismus vorwarf oder ihn als „theologisches Leichtgewicht“ verspottete, musste sich eines Besseren belehren lassen. Der „Ignatius von Assisi“ (© Rudolf Mithöner) hatte etwas von einem agent provocateur an sich: Er probierte aus. Er ließ gewähren. Er ermöglichte – und überforderte damit. Alles nur Symbolpolitik? Bloßer Stilwechsel? Handelte es sich wirklich (und wirksam) um eine Reform der Kirche? Ich sage entschieden: Ja! Reformen brauchen Zeit. Synodale Vorgänge auch. Die Schwerpunkte von Papst Franziskus ließen etwas von jenem jesuanischen Geist erahnen, den viele seit langem vermissten. Sie erlebten Kirche nur noch als ein verkrustetes, korruptes System alter Männer, eurozentriert, in Skandale verstrickt, reformunwillig und reformunfähig.



Besuch von Papst Franziskus beim Jesuiten-Flüchtlingsdienst in Rom, Gottesdienst mit Geflüchteten in der Kirche Il Gesu

So sehr das Ergebnis der Papstwahl vom März 2013 in der Gesellschaft bei vielen (nicht nur argentinischen oder lateinamerikanischen) Jesuiten zunächst einen Schock auslöste, teilweise auf Unverständnis stieß und Unsicherheit bezüglich des Verhältnisses zwischen dem ersten Jesuitenpapst der Geschichte und dem Orden auslöste: Schon die erste Begegnung mit dem damaligen Generaloberen Adolfo Nicolás (1936–2020) am 17. März 2013 war von Herzlichkeit geprägt. Bemerkenswerterweise ist das erste amtliche Dokument, das die Unterschrift des neuen Papstes trägt, ein mit 16. März 2013 datierter Chirograph, mit dem er Pater Nicolás für die Glückwünsche zu seiner Wahl dankte und alle Jesuiten um ihr Gebet für seinen Dienst bat. Am Tag der Amtsübernahme (19. März 2013) fand sich Nicolás, zusammen mit dem Generalminister der Franziskaner, unter den Konzelebranten wieder und berichtete davon dem Orden in einem auf den 24. März datierten Brief. Nicolás erzählte darin, einige Kardinäle hätten ihm zur Wahl des Mitbruders gratuliert, und er habe mit einem leichten Anflug von Humor daran erinnert, dass das Kardinalskollegium dafür verantwortlich sei. Franziskus hatte dann 2014 auch kein Problem damit, dass der auf Lebenszeit („ad vitam“) gewählte Generaloberer seinen Amtsverzicht ankündigte, der von der Generalkongregation im Oktober 2016 angenommen wurde. Mit dem neuen Generaloberen, dem Venezolaner Arturo Sosa, konnte er in seiner Muttersprache auf Spanisch reden.

Von Anfang an suchte Franziskus Kontakt mit Jesuiten

Es dauerte im Frühjahr 2013 vielleicht etwas, bis sich die „neuen Verhältnisse“ eingespielt hatten. Aber von Anfang an suchte Franziskus Kontakt mit Jesuiten, auf seinen Reisen gab es meistens Kontakte zu Kommunitäten, in denen er sich ungezwungener äußern konnte als andernorts – „privat“ waren die Treffen nicht mehr, als Antonio Spadaro SJ, Direttore der italienischen Jesuitenzeitschrift *La Civiltà Cattolica*, davon Berichte veröffentlichte. Am 31. Juli 2013 bereits feierte Franziskus in Il Gesù, der Mutterkirche des Ordens in Rom, Gottesdienst mit den Jesuiten – einfach, ohne großen protokollarischen oder liturgischen Pomp, als „Bruder unter Brüdern“ („Un Hermano entre hermanos“). Der Papst betrachtete dabei auch eine Armreliquie von Franz Xaver SJ und besuchte das Grab von Pedro Arrupe SJ. Antonio Spadaro gelang es, ihn im August 2013 für ein im Namen aller Chefredakteure jesuitischer Kulturzeitschriften, darunter die „*Stimmen der Zeit*“, geführtes ausführliches Interview zu gewinnen. An seinem 77. Geburtstag, am 17. Dezember 2013, beschenkte er sich selbst, indem er per Dekret – Papst Benedikt XVI. hatte es im Mai 2012 mit Hildegard von Bingen vorgemacht – seinen Lieblingsheiligen im Orden, den Savoyarden Pierre Favre SJ (Peter Faber), heiligsprach. Etwas mehr als zwei Wochen später, am 3. Januar 2014, predigte er erneut in Il Gesù. Dass das „IHS“ im Papstwapfen auftaucht, verstand sich fast von selbst. Und dass er die „Vier Apostolischen Präferenzen“ des Ordens für die Dekade 2019 bis 2029 ausdrücklich bestätigte, war ein weiteres Zeichen dafür, dass er am Schicksal des Ordens, dem er angehörte, lebhaften Anteil nahm.

„Ich fühle mich als Jesuit und denke als Jesuit“

Vier Monate nach seiner Wahl, auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Rio de Janeiro (Juli 2013), sehr früh also, antwortete Franziskus

auf die Frage der französischen Journalistin und Schriftstellerin Carolina Pigozzi („*Paris Match*“), ob er sich denn auch als Papst weiterhin als Jesuit fühle: „Ich fühle mich als Jesuit in meiner Spiritualität: in der Spiritualität der Exerzitien; das ist die Spiritualität, die ich im Herzen habe. So sehr fühle ich mich als Jesuit, dass ich in drei Tagen mit den Jesuiten das Fest des heiligen Ignatius feiern werde: Ich werde am Morgen die Messe zelebrieren. Ich habe meine Spiritualität nicht geändert, nein. Franziskus – Franziskaner: nein. Ich fühle mich als Jesuit und denke als Jesuit.“

Dass er an exponierten Posten immer wieder Jesuiten eingesetzt hat (Luís F. Ladaria, Michael Czerny, Jean-Claude Hollerich als Generalrelator der Welsynode 2023/24 oder auch Juan Antonio Guerrero Alves als Präfekt des vatikanischen Wirtschaftssekretariats), konnte man auch nicht anders denn als Vertrauensbeweis gegenüber dem Orden lesen.

Warum er das Dokument der Glaubenskongregation vom März 2021 billigte, das einen Segen für gleichgeschlechtliche Paare ausdrücklich untersagte, bleibt eines der Geheimnisse. Es passte nicht zu anderen Äußerungen und Zeichen, die er setzte. Kurz vor Weihnachten 2023 allerdings wurde „*Fiducia supplicans*“ veröffentlicht.

„Wenn es ein Wort gibt, das wir bis zur Erschöpfung wiederholen müssen, dann lautet es Dialog“, so Franziskus bei der Verleihung des Karlspreises im Mai 2016 in der Sala Clementina. Weltfrieden, Weltreligionen, Weltklima – Franziskus sah keine Alternative dazu: Mit seinen Erklärungen und Manifesten (Abu Dhabi) hat er Maßstäbe gesetzt. Auf die Frage der Herder Korrespondenz: „Wird ein künftiges Konkclave einen Kandidaten wählen, der den Kurs von Franziskus fortsetzen will? Einen Franziskus II.?“, antwortete Antonio Spadaro in deren August-Ausgabe 2020 salomonisch: „Der Papst hat sehr viel gesät in den letzten Jahren. Sein Nachfolger wird das nicht ignorieren, er wird nicht zurückkönnen. Er wird weiter vorangehen.“